

II.

SOPHIE VON HATZFELDT AN LASSALLE. (Original.)

Dienstag abend [wohl Marienbad, 14. August 1855].

Liebes Kind, Ihren Brief vom Sonnabend mit der Einlage von Westphalen¹⁾ habe heute erhalten. Er hat mich tief gerührt, so sehr, daß ich kaum darauf antworten kann, denn das ist auch ein Zeichen meiner körperlichen und geistigen Schwäche, daß, je mehr ich gerade in einem Augenblick Gedanken und Gefühle habe, desto unmöglicher wird es mir, sie auszudrücken, bis ich endlich gar verwirrt werde, bis ich endlich sogar oft aus Schwäche und aus Ärger über diesen Zustand anfangen zu weinen. Darin haben Sie recht, liebes Kind, wir beide verstehen uns trotz aller vorübergehenden Mißverständnisse, und wären sie noch so heftig, wie wir beide niemals wieder jemand finden werden, der uns versteht. Wenn Sie mich auch manchmal noch so sehr gequält haben, daß ich ganz irre an mir, an Ihnen, an allem bin, so bedarf es ohne Explikation und Nachdenken nur der kurzen Zeit, um meine kranken Nerven zu beruhigen, damit mir alles klar ist, damit die scheinbaren Widersprüche in Ihnen, die andere Leute so verwundern, keine für mich sind, und damit ich fühle, daß Sie trotz Ihrer manchmal recht scharfen Ecken und Kanten sozusagen ein Teil meiner selbst geworden sind, das ich nicht missen könnte. Wenn ich von Trennung sprach, so war es nicht sowohl Ihre Reise nach Berlin, die mir nur als ein äußerliches Zeichen derselben erschien (obgleich ich fest überzeugt bin, aus vielen Gründen, daß es niemals gelingen wird, daß wir beide hingehen), von der ich sprach, sondern vielmehr ein allgemeines Gefühl, das ich nicht anders beschreiben kann als dasjenige einer Mutter, die ihren Sohn von sich läßt und ihn in die Welt eintreten sieht. Wenn es auch ein guter Sohn ist, der sich oft auf seinem Wege umsehen wird und seiner Mutter die Hand reicht, so führt ihn doch der natürliche Lauf der Dinge vorwärts und immer weiter fort. Daß Sie mir aber ein guter Sohn sein werden, das weiß ich, daß Sie es sein werden, der mir die Augen zudrücken wird und der einzige auch vielleicht, der ein treues Andenken von mir bewahren wird. In dem, was Sie über meinen Zustand sagen, haben Sie in manchem recht, in manchem aber auch unrecht. Mein Geist wäre vielleicht stark genug gewesen, um ungebrochen aus diesen Kämpfen herauszukommen, aber ich hatte unglücklicherweise auch ein Herz, das eigensinnig und undiszipliniert war und sich nicht in das Unabänderliche fügen konnte. Es wollte nicht biegen,

¹⁾ Graf Clemens von Westphalen hatte am 9. August 1855 an Lassalle geschrieben. Vgl. Bd. II, S. 122.

und daher mußte es brechen, und das konnte nicht geschehen, ohne daß Geist und Körper davon krank geworden. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie durchaus matt ich mich fühle, so daß ich selbst darüber verwundert bin. Wenn ich gar keine Schmerzen habe, mich nicht krank fühle, so habe ich stets das Gefühl, als wenn mir die Kraft zum Leben fehlte, wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat, so ist es körperlich, so ist es geistig. Es ist möglich, daß es nur Reaktion der Überanstrengung und allmählich sich bessern wird. Sie mögen auch recht haben, daß ich selbst dagegen ankämpfen muß, aber grade diese Schwäche macht, daß meine Anstrengungen nicht groß sein können und daß mir von außen dabei geholfen werden muß, aber nicht, und das ist Ihr Irrtum, mit Strenge, indem man viel von mir verlangt, weil ich, wie Sie glauben, viel leisten könnte, sondern im Gegenteil mit Nachsicht und Schonung, wie man einen Kranken behandelt, damit er durch Ruhe seine verlorenen Kräfte wieder gewinnen kann.

Westphalens Brief, den ich Ihnen hierbei zurückschicke, finde ich nicht nur grob, aber ganz unpassend und mehr als das. Ich weiß nicht, ich habe stets trotz des Dankes, den ich ihm zur Zeit schuldete, eine instinktive Repulsion gegen ihn gehabt, er war mir nie verständlich. Ich glaube, Sie müssen ihm diesmal in einer ganz andern Weise antworten wie bis jetzt, und es wäre mir lieb, wenn Sie damit warteten, bis ich zurückkomme, um meine idées darüber zu hören. Ich werde am künftigen Sonntagabend in Düsseldorf eintreffen. Ich fühle mich traurig und unbehaglich hier; ich habe nötig, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen, nicht ganz allein mit mir und meinen Gedanken zu sein. Ich habe Kummer und Sorge um Paul, der sich krank grämt um allerdings eine unwürdige Sache, aber was kann das helfen, wenn er sich doch grämt, und daß es bei ihm Wahrheit ist, habe ich mich leider, hinreichend durch sein Aussehen, wie ich es Ihnen damals geschrieben, überzeugt. Es ist jetzt sechs Monate her, und er kann sich nicht darein finden. Ich habe geschrieben, gepredigt, er sieht ein, daß ich ganz recht habe, aber er sagt, daß er keinen Lebensmut noch Freude hat, und er wendet sich wie in seiner Kindheit an mich um Hilfe, Rat und Mitgefühl. Ich weiß sehr wohl, daß das vorübergehen wird; aber er ist nicht stark, und ich fürchte, wenn es länger dauert, daß er ernstlich krank wird. Er muß auf einige Zeit von Berlin fort, und doch ist wieder das Hindernis mit dem abscheulichen Examen, was er machen soll, und wenn er jetzt fortgeht, ist die ganze Vorbereitung, die er bis jetzt gemacht, umsonst gewesen. Ich bin sehr traurig darüber und besorgt. Sie werden das schwach von mir nennen, aber beweisen Sie mir Ihre Freundschaft, indem Sie Nachsicht mit dieser Schwäche haben, die jedenfalls eine zu entschuldigende ist. Ich weiß sehr wohl, daß Paul

nicht ist, was er sein sollte; ich sehe seine Fehler sehr gut, ich weiß auch, daß ich nur Sorgen und nie Freude an ihm haben werde; ich weiß auch, daß er egoistisch gegen mich ist, aber vorzüglich aus Charakterschwäche, weil er keine Unannehmlichkeiten vertragen kann. Aber trotz alledem ist und bleibt er für mich wie physisch ein Stück meines eigenen Herzens, das bluten muß, sobald er leidet. Ich möchte ihm auch jetzt so gerne helfen und weiß nicht, wie ich es anfangen soll; und so wie er sich an mich in seinen Verlegenheiten wendet, so komme ich zu Ihnen um Rat und Hilfe für ihn; aber Sie müssen versuchen, sich dabei in das schwache Herz einer Mutter hineinzudenken, um mit derselben schonenden Zärtlichkeit zu verfahren.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, auf Wiedersehen am Sonntagabend, ich freue mich herzlich darauf. Wenn ich einige Zeit allein gewesen, kann ich gar kaum mehr die Ursachen begreifen, die unser Zusammensein stören, und bringe gewiß immer den besten Willen mit. Nehmen Sie sich vor, etwas sanfter, nachsichtiger und nachgiebiger zu sein, zu bedenken, daß ich wirklich aus Krankheitsgründen nicht immer kann wie ich will, ich bin wirklich nervenschwächer, als Sie es vielleicht verstehen können; und wenn Sie oft durch die kleinlichsten Dinge, die Sie gewiß gar nicht bemerken, durch aufgeregtes Wesen wegen kleiner Kontrarietäten des täglichen Lebens, selbst wenn es nicht gegen mich gerichtet ist, meine Nerven aufgeregt haben, so verliere ich alle Gewalt darüber und werde dann bei der geringsten Veranlassung empfindlich, traurig und unausstehlich. Seien Sie dann nachsichtig, suchen Sie mich zu beruhigen, wie man es für einen Kranken tut, ich würde Ihnen gewiß dankbar dafür sein.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin todmüde.

S. H.

12.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Bonn, 22. Juni 1856.

Motto:

Der Narr souffliert,

Der Weise spricht.

Faust, Zweiter Teil.

Lassalle diktiert und ich¹⁾ schreibe:

Zuallererst hoffen wir, daß Sie, gute Gräfin, in einer besseren Laune sein werden als wir, denn bei uns hier ist es „scheußlich, scheußlich“!

¹⁾ Von der Hand der Agnes Klindworth. Über sie und ihre Beziehungen zu Lassalle und zur Gräfin siehe oben die Einführung S. 16 f.